

# literatur für leser

# 14

# 4

37. Jahrgang

## Inhaltsverzeichnis

Christine Waldschmidt · Funktionalisierungen des Narrativen am Beispiel kulturgeschichtlicher Schriften des 18. Jahrhunderts

Stephan Resch · „Lust, Kraft, Wille und Ekstase erzeugen“ – Tracing Vitalism in Stefan Zweig's early works

Carsten Jakobi · „Die Weltlage wird immer wirrer.“ Brecht registriert den Kriegsausbruch. Kriegsprognose und -diagnose im *Journal* und in der *Kriegsfiabel*

Ian Ellison · Borgesian and Shakespearean Allusions in *Die Ringe des Saturn* by W. G. Sebald



PETER LANG  
EDITION

## Inhaltsverzeichnis

### Christine Waldschmidt

Funktionalisierungen des Narrativen am Beispiel kulturgeschichtlicher  
Schriften des 18. Jahrhunderts \_\_\_\_\_ 191

### Stephan Resch

„Lust, Kraft, Wille und Ekstase erzeugen“ – Tracing Vitalism in  
Stefan Zweig's early works \_\_\_\_\_ 203

### Carsten Jakobi

„Die Weltlage wird immer wirrer.“  
Brecht registriert den Kriegsausbruch.  
Kriegsprognose und -diagnose im *Journal* und in der *Kriegsfibel* \_\_\_\_\_ 219

### Ian Ellison

Borgesian and Shakespearean Allusions in *Die Ringe des Saturn* by  
W. G. Sebald \_\_\_\_\_ 235

## literatur für leser

herausgegeben von: Peer Review:	Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutach- tet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.
Verlag und Anzeigenverwaltung:	Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Postfach 94 02 25, 60460 Frankfurt/M., Telefon: 069 / 78 07 050, Telefax 069 / 78 07 05 50
Redaktion der englischsprachigen Beiträge:	Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, Univer- sity of Washington, Seattle, WA 98195, USA <a href="mailto:wilke@u.washington.edu">wilke@u.washington.edu</a>
Redaktion der deutschsprachigen Beiträge	Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz <a href="mailto:cjakobi@uni-mainz.de">cjakobi@uni-mainz.de</a>
Erscheinungsweise:	4mal jährlich März/Juni/September/Dezember
Bezugsbedingungen:	Jahresabonnement EUR 32,-; Jahresabonnement für Studenten EUR 22,-; Einzelheft EUR 9,20. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch aus- zugsweise – bleiben vorbehalten.

## Funktionalisierungen des Narrativen am Beispiel kulturgeschichtlicher Schriften des 18. Jahrhunderts

Wer nach den Funktionen narrativer Strukturierungen von Inhalten fragt, dem scheinen die Wege in kulturwissenschaftliches Terrain längst geebnet: Kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Erzählen und zur Erschließung narrativer Praxis haben nicht selten eine Inanspruchnahme narrativer Verfahren für bestimmte Bereiche der Produktion kultureller Sinnzusammenhänge, Traditionen und Valenzen ins Zentrum der Beschreibung gerückt. Das Angebot, das darin ergeht, liegt nicht allein in einer eigenen Zugangsweise zum Phänomen des Narrativen, sondern ebenso in einer inhaltlichen Vorentscheidung bezüglich der Antwort auf die Frage nach dem ‚Wozu‘ des Erzählens, eine Vorentscheidung, welche das Selbstverständnis dieser Zugänge nicht unwesentlich bestimmt und – darin besteht sicher kein geringer Teil ihrer Attraktivität – den Boden für einen recht weitreichenden Relevanzausweis erzähltheoretischer Fragestellungen bereitet hat. Ein kurzer Blick auf die bekanntesten solcher Angebote mag dies veranschaulichen.

Gedächtnistheoretische Ansätze beschreiben das Erzählen<sup>1</sup> als jenes Verfahren einer Strukturierung und Verknüpfung von Inhalten, das in Aleida Assmanns Unterscheidung von Speicher- und Funktionsgedächtnis<sup>2</sup> gerade ein charakteristisches Merkmal des letzteren, des „bewohnten“ Gedächtnisses, d. h. bedeutungstragender, weil gedeuteter und dadurch angeeigneter Gedächtnisinhalte,<sup>3</sup> darstellt. Ebenso hat Astrid Erll in ihrer Darstellung der Relevanz einer erinnerungshistorischen Literaturwissenschaft die Leistung poetischer Verfahren für die Konstitution kollektiven Gedächtnisses explizit mit dem Hinweis auf die Ausbildung von „Gedächtnisnarrativen“ verbunden.<sup>4</sup> In beiden Fällen ist narrativen Verfahren eine klare Funktion zugewiesen, die des Produzenten und Trägers einer „Sinnkonfiguration“ (Assmann) oder einer „sinnstiftenden Überformung des Erlebten“ (Erll)<sup>5</sup>, welche die Inhalte des Gedächtnisses als geistgemäße und bedeutungsträchtige formiert. In dieser Geistgemäßheit soll die (psychologische) Form, in der ein Inhalt verfügbar ist, den Zusammenschluss mit diesem Inhalt bzw. seine Relevanz für das Subjekt gleich mit umfassen und seine

1 Bei Assmann wird dies als „Konfiguration der story“ beschrieben, Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. 4., durchgesehene Aufl. München 2009, S. 135.

2 Ebd., S. 133ff.

3 Ebd., S. 133, 135.

4 Astrid Erll: „Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft: Was ist ... und zu welchem Ende ...?“. In: *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven*. Hg. v. Ansgar Nünning/Roy Sommer. Tübingen 2004 (Narr Studienbücher), S. 115-128, hier S. 118.

5 Assmann: *Erinnerungsräume*, S. 134; Erll: „Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft“, S. 118. Erll unterteilt diese Sinnkonstitution mittels poetischer, und damit auch narrativer, Verfahren in eine Verdichtungs-, eine Sinngebungs- und eine Stabilisierungsfunktion (ebd.).

Verbindlichkeit garantieren; eine Verbindlichkeit, die, als unverzichtbar gedacht, das identitätsstiftende Potential der Narration konstituiert.

Ein zweites Beispiel, das Erzählen als Verfahren insbesondere der historischen Sinnstiftung begreift, ist bekanntermaßen Hayden Whites Überlegung zur Rolle des Narrativen in der Geschichtsschreibung:<sup>6</sup> Fungiert Erzählen bei White als das Verfahren, dessen sich die Historiographie bedient, sobald sie ein Verstehen des von ihr dargebotenen historischen Geschehens gewährleisten will, und von dem ihr Erkenntnisanspruch nicht unwesentlich abhängt, so ist ein fast analoger Gedanke zu konstatieren: Die narrative Kohärenzstiftung wird selbst schon als der Garant einer gleichsam unvermeidbaren Erzeugung sinnhafter Zusammenhänge verstanden; die inhaltliche Ausfüllung narrativer Kohärenz findet dabei nicht nur keine Berücksichtigung, White tendiert vielmehr dazu, Erzählen als ein Verfahren, das Sinnbezüge suggeriert, über deren Inhalt aber erst einmal nichts aussagt, gleich mit einem Inhalt zu ‚verwechseln‘. Das von White angeführte Negativ-Beispiel des nicht narrativ verfahrenen Annalenschreibers mag dies belegen:

Es ist das Fehlen jeglichen Bewußtseins eines sozialen Zentrums, das den Verfasser der Annalen daran hindert, die Ereignisse, mit denen er sich auseinandersetzt, als Elemente eines historischen Ereignisfeldes zu klassifizieren. Die Tatsache, daß dieses Zentrum nicht gegeben ist, blockiert oder untergräbt den Impuls des Annalenschreibers, seinen Diskurs zu einer Erzählung zu verdichten.<sup>7</sup>

Dadurch kann in einer narrativ strukturierten Historie ein Sinngedanke über die Welt, ein ideologischer Gehalt ausgemacht werden: „dann scheint die Schlußfolgerung erlaubt, daß der latente oder manifeste Zweck einer historischen Erzählung in dem Wunsch liegt, dem erörterten Geschehen eine moralische Dimension zu verleihen“<sup>8</sup>. An diesem Punkt entscheidet sich dann auch, dass gemäß White Erzählen für die Geschichtsschreibung nicht nur ein relativierendes Moment mit Bezug auf das Objektivitätspostulat historischer Wissenschaft bedeutet, es sich also nicht um eine ‚schlechte‘ Notwendigkeit (im Sinne des Unvermeidbaren) handelt, sondern diese einem universellen wie unhintergehbaren menschlichen (Sinn-)Bedürfnis entspricht.<sup>9</sup>

Zu beiden Ansätzen lässt sich also festhalten, dass sie eine Funktionalisierung des Narrativen besprechen, indem sie Erzählen mit der Funktion, die es erfüllen soll, unmittelbar gleichsetzen. Die Vorentscheidungen, die damit gefallen sind, sind nicht ganz belanglos: Zum einen gehört zu einer solchen Gleichsetzung, dass die Funktion des Narrativen stets als ihre Einlösung, d. h. mit dem Gelingen der narrativen Sinnkonstruktion identisch erscheint. Zum anderen ist weder zwischen dem narrativen Verfahren und der Produktion einer nicht unemphatischen Sinnvorstellung noch zwischen diesem Ordnungsgedanken und seiner Affirmation unterschieden. Weil

---

6 Die folgenden Ausführungen zu White beziehen sich v. a. auf seine Darlegung „Die Bedeutung der Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit“. In: Hayden White: *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt a. M. 1990, S.11-39.

7 Ebd., S. 23.

8 Ebd., S. 26.

9 Auf der anderen Seite wird Erzählen dadurch zu einer nicht weiter begründeten menschlichen Universalie: „Daraus resultiert die Vermutung, daß die Erzählung keineswegs nur ein Code unter vielen ist, derer sich eine Kultur bedienen kann, um der Erfahrung Sinn zu verleihen, sondern vielmehr ein Metacode, eine menschliche Universalie, auf deren Basis sich transkulturelle Botschaften über die Natur einer gemeinsam erlebten Realität weitergeben lassen.“ Ebd., S. 11.

Erzählen, wenn es das Gelingen einer Sinnstiftung gewährleistet, eine Funktion erfüllt, soll es über den Status, das Mittel einer willkürlichen Konstruktion abzugeben, schon erhoben sein. Der Impuls, Erzählen und seine Funktion gleichzusetzen, reflektiert also nicht mehr auf das *Verhältnis* von narrativem Verfahren und dem von ihm vermittelten Gedanken. Ein Blick auf historische Beispiele der Funktionalisierungen von Erzählen zeigt, dass dies jedoch nicht immer so war.

Bevor dieser ‚historische‘ Befund zum Tragen kommt, soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch kulturwissenschaftliche Überlegungen die Trennung beider Aspekte noch kennen, und zwar als argumentativen Übergang innerhalb funktionsgeschichtlicher Betrachtungen zu literarischen Formen und Gattungen. Funktionsgeschichtliche Literaturwissenschaft praktiziert eine Art ‚Integration‘ bereits etablierter kulturwissenschaftlicher Perspektiven (Gedächtnistheorie, post-colonial studies, feministische Ansätze etc.),<sup>10</sup> indem sie deren Potential für die Zuweisung von Funktionshypothesen an Literatur nutzbar machen will – nicht zuletzt mit dem Versprechen, solche Zuweisungen auch als sachgemäß absichern zu können. Funktionsgeschichtlichen Ansätzen, so heterogen sie im Einzelnen auch sein mögen, ist deshalb der Hinweis auf die spezifisch ästhetischen Arten und Möglichkeiten der Funktionalisierung von Literatur sowie auf den Zusammenhang von textinternen und -externen Funktionselementen<sup>11</sup> zu verdanken: „In der ästhetischen Funktion liegt vielmehr der spezifische Charakter des Funktionspotentials literarischer Texte begründet, denn soziale Funktionen können natürlich auch durch nicht-fiktionale Texte erreicht werden.“<sup>12</sup> Hierin liegt die Erinnerung daran, dass zwischen einem literarischen Verfahren bzw. Gegenstand und seiner Funktion ein Unterschied bestehen muss, damit die Funktion überhaupt zustande kommt, und dass die ästhetischen Gestaltungsweisen, welche für bestimmte Funktionen in Anspruch genommen werden, auch bestimmte Eigenschaften aufweisen müssen. Während aber die meisten funktionsgeschichtlichen Betrachtungen diese Unterscheidung einführen, um dann zugunsten von Hypothesen zu möglichen Funktionen der Literatur<sup>13</sup> und ihrer Relevanz für die Formierung kultureller Praxis und sozialer Interessen davon abzusehen, möchten die folgenden Überlegungen eine im Ansatz ähnliche Betrachtung mit einem anderen Schwerpunkt fortführen.<sup>14</sup>

- 
- 10** Vgl. Marion Gymnich/Ansgar Nünning: „Funktionsgeschichtliche Ansätze: Terminologische Grundlagen und Funktionsbestimmungen von Literatur“. In: *Funktionen von Literatur. Theoretische Grundlagen und Modellinterpretationen*. Hg. v. Marion Gymnich/Ansgar Nünning. Trier 2005 (ELCH, Bd. 16), S. 3-27, hier S. 17-22.
- 11** Vgl. Harald Fricke: „Funktion“. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hg. v. Klaus Weimar u. a. Bd. 1. 3., neu bearb. Aufl. Berlin, New York 1997, S. 643-646, hier S. 643.
- 12** Gymnich/Nünning: „Funktionsgeschichtliche Ansätze“, S. 12.
- 13** Dabei kann eine ganze Bandbreite sich z. T. auch widersprechender Funktionshypothesen entworfen werden, vgl. z. B. die Beiträge von Winfried Fluck und Hubert Zapf in Gymnich/Nünning (Hg.): *Funktionen von Literatur*; während Literatur bei Fluck eine „Veräußerlichung“ des Imaginären leistet und damit eine Praxis kultureller Anerkennung des vom Leser eingebrachten individuellen Imaginären (S. 40, 44) darstellt, ist sie für Zapf Instanz eines ganz automatisch kritisch ausfallenden Verhältnisses zu den herrschenden Diskursen (S. 67)
- 14** Die folgende Betrachtung setzt auch insofern einen eigenen Schwerpunkt, als sie keine Anwendung eines der Funktionsbegriffe darstellt, welche Roy Sommer in seinem – zur Klärung funktionsgeschichtlicher Begrifflichkeit sowie Bestimmung der Funktionskategorie als literaturwissenschaftliche Zuschreibung *ex post* beitragenden – Aufsatz: „Funktionsgeschichten. Überlegungen zur Verwendung des Funktionsbegriffs in der Literaturwissenschaft und Anregungen zu seiner terminologischen Differenzierung“. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N.F. 41 (2000), S. 319-341, unterscheidet. Im Gegensatz zu einem Rückgriff auf

Der Blick auf die historischen Erscheinungsformen von Funktionalisierungen des Ästhetischen, insbesondere der Narration, für die Einführung und Bestätigung eines Sinngedankens zeigt, dass literarische, aber auch philosophische und historische Texte bzw. Diskurse ein bisweilen sehr ausgeprägtes Bewusstsein dafür haben, dass Erzählung und Sinngedanke nicht dasselbe sind. Im Gefolge dieses Bewusstseins stellen sich – besonders deutlich in der noch nicht unter autonomieästhetischem Postulat verfassten Literatur – Reflexionen auf das Verhältnis von theoretischem Gedanken und Erzählung sowie auf die Formen der Ausgestaltung dieses Verhältnisses ein, welche mit dessen rhetorischem Potential bewusst kalkulieren, das Verhältnis aber keinesfalls für ein einfaches, d. h. eines der Identität halten. Dass dabei ein Funktionieren der Indienstnahme von Narration für den Gedanken gerade nicht vorausgesetzt ist, sondern als Ergebnis einer adäquaten Einrichtung der jeweiligen Erzählung gilt, dokumentieren insbesondere jene Texte, die sich, statt von einer bloßen Abrufbarkeit von Sinngedanken auszugehen, als das Mittel ihrer Durchsetzung verstehen. Der Blick auf die Texte (und das an ihnen sichtbare Interesse an der Narration als Vermittlung eines theoretisch gefassten Gedankens) kann also Anlass geben, das Verhältnis von Sinngedanke und seiner narrativen Präsentation, die Potentiale einer ästhetischen Verallgemeinerung des Gedankens zu untersuchen. Nötig erscheint, in solchen Konstellationen die Aufmerksamkeit – erst einmal jenseits einer Verlängerung in etwaige Wertschätzungen und Verbindlichkeitsvorstellungen – auf das zu lenken, was für das Gelingen der Sinnstiftungsleistung vorausgesetzt ist, d. h. auf die Bedingungen und ästhetischen Verfahren der Funktionalisierung. Dabei gilt es, vor allem zwei Aspekte zu untersuchen: zum einen, welches durchaus rhetorisch zu fassende Kalkül den Funktionalisierungen des Narrativen zugrunde liegt und mit welchen Leistungen von Erzählen jeweils gerechnet wird, zum anderen wie die narrativen Umsetzungen ausgestaltet sind und welches Verhältnis die Erzählung zu dem Zweck ihrer Instrumentalisierung eingeht.

Um in diesem Sinne einer Funktionalisierung des Narrativen nachzugehen, empfiehlt es sich, sie in jenen historischen Konstellationen zu untersuchen, in denen sie entweder noch ganz zum Selbstverständnis der Literatur gehört (in vor-autonomieästhetischer Dichtung, insbesondere in der Aufklärung und deren Wiederentdeckung der Literatur für ein moralisches oder im weitesten Sinne didaktisches Anliegen), oder aber dort, wo gerade erst Übergänge in die Funktionalisierung zustande kommen und deren Kalkül den Texten noch ablesbar ist. Letzteres betrifft die Entwicklung der Kulturgeschichte gegen Ende des 18. Jahrhunderts: An einer gleichsam noch in den Kinderschuhen steckenden kulturgeschichtlichen Betrachtung, der die fachliche Differenzierung von der Geschichtsphilosophie noch bevorsteht, lässt sich beispielhaft verfolgen, wie das Bedürfnis der (Kultur-)Geschichte nach Erzählung entsteht, an welchem Relevanzausweis des Narrativen sie sich beteiligt und wie die Weichen gestellt werden für eine Verbindung von Historie und Narration, die im 19. Jahrhundert

---

das Konstrukt der Autorintention (für die Ablehnung dieses Zugangs s. Fricke: „Funktion“, S. 643) oder den unter „Wirkungspotential“ (Sommer: „Funktionsgeschichten“, S. 328-331) zusammengefassten Entwürfen möglicher Wirkungen ist hier die *Bestimmung* des ‚Wofür‘ von narrativen Texten nicht der Gegenstand des Interesses, sondern die Frage, wie eine Instrumentalisierung, für die ein Text explizit in Anspruch genommen wird, sich innerhalb des Textes niederschlägt – zumal in der Regel keine einfache Entsprechung von gewünschter Wirkung und Text besteht.

eine wahre ‚Erfolgsgeschichte‘ wird. Als Produkt des im 18. Jahrhundert zunehmenden Interesses an kulturhistorischen Betrachtungen, in denen historische Geschehensabläufe nicht länger als Verwirklichung eines göttlichen Heilsplans, sondern als Entfaltung eines dem historischen Geschehen selbst innewohnenden Gesetzes aufgefasst werden, kann auch das geschichtsphilosophische Werk Johann Gottfried Herders gelten.<sup>15</sup>

Herders frühe, nach seinen eigenen Aussagen als Polemik<sup>16</sup> konzipierte Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*<sup>17</sup> von 1774 knüpft den eigenen geschichtsphilosophischen Entwurf an eine betonte Ablehnung aufklärerischen Fortschrittsdenkens, welches – so Herder – die eigene Zeit als Gipfel aller bisherigen geistigen Entwicklung des Menschen begreife und die eigenen kulturellen Errungenschaften als Maßstab für ein meist abwertendes Urteil früherer Zeiten zugrunde lege. Diese Zurückweisung des aufklärerischen Idealismus resultiert jedoch in einem etwas anders konzipierten, aber nicht minder emphatischen Gedanken von einer Sinnhaftigkeit des geschichtlichen Ablaufs bzw. der Kulturentwicklung, den Herders Schrift mehrfach explizit formuliert. Nachdem Herder die „allgemeinfortgehende[-] Verbesserung der Welt“ als bloße Erdichtung bezeichnet hat, fährt er folgendermaßen fort:

Andre die *das Leidige dieses Traums sahen*, und nichts bessers wußten – sahen *Laster und Tugenden*, wie Klimaten wechseln, [...], menschliche Sitten und Neigungen, wie *Blätter des Schicksals* fliegen, sich umschlagen – *kein Plan! kein Fortgang!* [...] Sollte es nicht offenbaren *Fortgang und Entwicklung* aber in einem höhern Sinne geben, als mans gewähnet hat? [...] Indes ists doch ein ewiges Streben! [...] Der Aegypter konnte nicht ohne den Orientalier sein, der Grieche bauete auf jene, der Römer hob sich auf den Rücken der ganzen Welt – wahrhaftig *Fortgang, fortgehende Entwicklung*, wenn auch kein Einzelnes dabei gewönne! Es geht ins Große! es wird, womit die Hülsengeschichte so sehr prahlet, und wovon sie so wenig zeigt – *Schauplatz einer leitenden Absicht auf Erden!* [...] Wenns mir gelänge, die disparatsten Szenen zu *binden*, [...] zu zeigen wie sie sich aufeinander *beziehen*, aus einander *erwachsen*, sich in einander *verlieren*, alle im Einzelnen nur Momente, durch den Fortgang allein *Mittel zu Zwecken* [...] (HA 40-42, Herv. i. O.)

Betrachten wir v. a. den zweiten Abschnitt: Der Unterschied zwischen „*kein Plan*“ und der „*leitenden Absicht auf Erden*“ besteht hier offenkundig nicht in einer Leugnung eines willkürlich anmutenden und bisweilen mit negativen Effekten für das einzelne Subjekt aufwartenden historischen Geschehens, sondern in der Entscheidung, auch dieses Geschehen als ein der Menschheit „in einem höhern Sinne“ gemäßes Fortschreiten, als die Manifestation einer geistigen Totalität dieses Ablaufs bzw. der Welt

- 
- 15** Herder setzt eine Tendenz der Geschichtsbetrachtung fort, die bei Hume, Iselin und Voltaire ihren Ausgang nimmt, vgl. Bernhard Spies: *Politische Kritik, psychologische Hermeneutik, ästhetischer Blick. Die Entwicklung bürgerlicher Subjektivität im Roman des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1992 (Germanistische Abhandlungen, Bd. 73), S. 212; ebenso Hans Dietrich Irmischer: *Johann Gottfried Herder*. Stuttgart 2001, S. 102, sowie John Zammito: „Herder and Historical Metanarrative: What's Philosophical about History?“. In: *A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder*. Hg. v. Hans Adler/Wulf Koepke. Rochester, New York 2009 (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture), S. 65-91, hier S. 67.
- 16** Herder spricht in einem Brief an Johann Gottfried Eichhorn 1783 von einem „Pamphlet“, Johann Gottfried Herder: *Briefe. Gesamtausgabe*. Hg. v. Karl-Heinz Hahn. Bd. 5: September 1783 – August 1788. Weimar 1979, S. 21.
- 17** Zitiert wird nach Johann Gottfried Herder: *Werke in 10 Bänden*. Bd. 4: *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774-1787*. Hg. v. Martin Bollacher/Jürgen Brummack. Frankfurt a. M. 1994 (Bibliothek deutscher Klassiker 105); im Folgenden abgekürzt mit HA.

anzunehmen.<sup>18</sup> Die Geschichte der Menschheit kommt nun nicht nur als Ansammlung von historischen Fakten vor, sondern als Mittel zu einem von ihr, der historischen Entfaltung der Menschheit,<sup>19</sup> inhaltlich nicht unterscheidbaren und im Grunde gar nicht mehr getrennten Zweck.<sup>20</sup> Der knappe Hinweis auf das Missverhältnis eines solchen Zweckes zum Schicksal des Einzelnen fungiert dabei zwar in erster Linie als Ausweis der Überlegenheit dieses ebenso umfassenden wie abstrakten Sinngedankens zu allem, was in der historischen Wirklichkeit vorkommt. Er offenbart aber auch, dass der theoretisch behauptete Sinn im Grunde einen paradoxen Gedanken enthält: Entworfen ist eine Vorstellung, in der alles Geschehen stets als vom Zweck der Menschheitsgeschichte regiert, ja als Ausdruck dieses Zweckes erscheint, mit dem Zweck aber nie identisch ist.

Auflösbar, genauer gesagt: anschaulich, wird der paradoxe Gedanke – und das deutet sich im Zitat sowohl explizit als auch in seiner Wiedergabe der Abfolge vom „Orientalier“ bis zum Römer an – allein durch seine Entfaltung als Ablauf von Zeit bzw. einem Nacheinander von Zuständen, worin der Sinn der Geschichte als Ergebnis einer Entwicklung erscheint, das in jeder der von ihm noch verschiedenen Durchgangsformen als Ziel immanent ist, und damit als permanentes von diesem Ziel bestimmtes Werden; die Formulierung bei Herder ist „ewiges Streben“. Die zeitliche Ebene entfaltet den Sinngedanken als eine Reihe von Zuständen kulturhistorischer Signifikanz, in der die vorhandenen historischen Unterschiede vorkommen, aber nicht als aus einem beispielsweise ökonomischen oder politischen Interessenkalkül stattfindende Übergänge zwischen ebensolchen ökonomischen oder politischen Formen, sondern als Stufen der Entwicklung ein und desselben geistigen Prinzips.<sup>21</sup>

Das Ausbuchstabieren des Entwicklungsgedankens setzt auf die Konstruktion der Folgerichtigkeit dieses zeitlichen Nacheinander, die sich bei Herder in einem Epochenmodell niederschlägt und worin jeder der Stufen eine eigene Notwendigkeit verliehen ist.<sup>22</sup> Theoretisch wird festgehalten: „[d]aß kein Volk *lange* geblieben und

---

**18** So paraphrasiert Wolfgang Düsing: „Die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit in Herders *Auch eine Philosophie der Geschichte*“. In: *Bückerburger Gespräche über Johann Gottfried Herder* (1983), S. 33-49, hier S. 42, durchaus zutreffend: „Herder verfällt nun [im Zuge seiner Kritik am Fortschrittsoptimismus, Anm. d. Verf.] jedoch nicht in das andere Extrem, einen Skeptizismus, der die Geschichte in eine Aneinanderreihung sinnloser Zufälle auflöst. Er tritt dagegen für einen inneren Zusammenhang ein, der mehr ist, als ein bloßes Nacheinander, aber nicht ein unmittelbar zur Gegenwart führender Fortschritt.“

**19** Vgl. ebd., S. 40: „Das Ziel der Geschichte ist die sukzessive Entfaltung aller Möglichkeiten der menschlichen Gattung“.

**20** Behauptet ist im Grunde das bloße Vorhandensein eines universellen Zusammenhangs, in dessen Beschreibung die logischen Verhältnisse von Ursache und Folge zugunsten eines wechselseitigen Beding- und Verflochtenseins aufgegeben sind.

**21** Vgl. Spies: *Politische Kritik*, S. 213.

**22** Herder suche jede Epoche, jede Phase der Kulturentwicklung, als individuell und unwiederholbar zu verstehen und darin ihre historische Berechtigung und Notwendigkeit zu behaupten, vgl. Jürgen Jacobs: „Universalgeschichte der Bildung der Welt“. Die Problematik des Historismus beim frühen Herder“. In: *Johann Gottfried Herder: Geschichte und Kultur*. Hg. v. Martin Bollacher. Würzburg 1994, S. 61-74, hier S. 62f. Dieser Gedanke ist häufig als Herders ‚Historismus‘ bezeichnet worden, vgl. Tino Markworth: „Unterwegs zum Historismus. Der Wandel des geschichtsphilosophischen Denkens Herders von 1771 bis 1773“. In: ebd., S. 51-59, hier S. 51; Ralf Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1998 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 23), S. 113. In der Auffassung von der Notwendigkeit jeder einzelnen historischen Stufe liegt allerdings gerade kein Dementi eines übergeordneten Sinnzusammenhangs oder die Tendenz zur Vereinzelung der geschichtlichen Einheiten, wie es Simon, ebd., S. 119, und Vanna Castaldi: „Kontinuität und Diskontinuität im Werk Herders: Anthropologie und Geschichte“. In: *Der frühe und der späte*



bleiben konnte, was es war, daß *Jedes*, wie jede *Kunst* und *Wissenschaft* und was in der Welt nicht? *seine Periode des Wachstums*, der *Blüte* und der *Abnahme gehabt*; daß jedwede dieser Veränderungen nur das *Minimum von Zeit* gedauert, was ihr auf dem Rade des menschlichen Schicksals gegeben werden konnte – [...]“ (HA 34, Herv. i. O.). Jede Epoche wird zunächst aufgeteilt in einen ihr geschichtsphilosophisch zugewiesenen Zweck und ihre Einlösung desselben,<sup>23</sup> um sie dann als Einheit von beidem bzw. den Übergang in die nächste Epoche als Auflösung dieser Einheit zu konstruieren. Aus einem letztlich ereignishaften Vorkommen von etwas ist damit eine Relation zu seinem Sollen einerseits und seinen Bedingungen andererseits, kurz eine Übereinstimmung jeder Entwicklungsstufe mit sich selbst gemacht; Faktizität erscheint auf diese Weise im Status ihrer Notwendigkeit bzw. eines Gerechtfertigtseins, dessen Paraphrase „jede[s] zu seiner Stunde“<sup>24</sup> dann die wiederholte Charakterisierung historischer Ereignisse darstellt.

Eine solche Konstruktion eines Sinngedankens historischer Abläufe hat Konsequenzen auf der Seite seiner Darstellung: Eine argumentative Strategie, die Notwendigkeit einer Epoche nicht nur zu behaupten, sondern diese zu belegen, bekundet sich in folgender Überlegung zur Notwendigkeit der römischen Weltherrschaft:

[...] wie, wenn alles unmittelbar aus *Griechenland* gekommen wäre? *Griechengeist*, *Griechenbildung*, *Griechensprache*? – wie alles anders in Europa! – Es sollte nicht! Griechenland, noch so entfernt dem Norden, in seinem schönen Archipelagus von Weltgegend: der menschliche Geist in ihm, noch so schlank und zart – wie sollt er mit allen Völkern *ringen*? ihnen seine Nachfolge *aufzwingen*? wie konnte die grobe nordische *Schale* den feinen *Griechenduft fassen*? Also *Italien* war die *Brücke*: Rom die *Mittelzeit* der *Härtung des Kerns* und seiner *Austeilung* [...] (HA 85f., Herv. i. O.)

Die Behauptung von der Folgerichtigkeit der Entwicklung und der darin implizierten Notwendigkeit jeder ihrer Stufen ist hier umformuliert in eine beinahe tautologische Bewegung: Kennzeichnung der jeweiligen Entwicklungsstufe soll die Beseitigung eines ohne sie gegebenen Mangels sein. So werden hier die ‚Leistungen‘ des römischen Weltreichs, indem man sie erst wegdenkt und dadurch – im artikulierten Gestus des Wegdenkens – als Maßstab einführt, als Defizit der vorherigen Epoche und Voraussetzung der folgenden und als Passensverhältnis zu den doch gerade aus seinem historischen Vorkommen gewonnenen Anforderungen dargestellt.<sup>25</sup> Die tautologische Konstruktion zeigt zum einen, wie jener Gedanke von der Notwendigkeit

---

*Herder: Kontinuität und/oder Korrektur. Beiträge zur Konferenz der Internationalen Herder-Gesellschaft, Saarbrücken 2004.* Hg. v. Sabine Groß/Gerhard Sauder. Heidelberg 2007, S. 75-85, hier S. 80, behaupten; schließlich produziert erst die Vorstellung von einer Entwicklung, also ein nicht ganz unemphatischer allgemeiner Sinngedanke über die Zeitläufte, den Gedanken von der Notwendigkeit jeder einzelnen Stufe.

**23** Spies: *Politische Kritik*, S. 214, beschreibt dies als die „Einheit jeder Epoche mit ihrem eigenen, von ihm geschichtsphilosophisch erschlossenen Sollen“.

**24** „[W]ie sonderbar nun, daß sich Nationen auf die *Stätte zur Arbeit* drängen, ohne zu wissen, *wie?* und *wozu?* Das Schicksal rief sie zum *Geschäfte* in den *Weinberg*; nach und nach, jeden zu seiner *Stunde*“ (HA 86, Herv. i. O.).

**25** Umgekehrt lässt sich die Folgerichtigkeit auch als praktische Bedingung formulieren: „Hätte euch der Himmel die barbarischen Zeiten nicht vorhergesandt und sie so lange unter so mancherlei Würfen und Stößen erhalten – armes, poliziertes Europa, das seine Kinder frißt oder relegieret, wie wärest du mit alle deiner Weisheit – *Wüstel!*“ (HA 52, Herv. i. O.) Warum allerdings die kriegerischen Zeiten eine notwendige Voraussetzung für die kulturellen Verfeinerungen in Europa darstellen sollen und wie dieser Widerspruch aufzulösen wäre, ist nicht explizit gesagt; dass sie ihnen zeitlich vorangingen, ist dem Bewusstsein von der Notwendigkeit allen Geschehens genaug, um sie in eine Bedingung zu verwandeln.

über jede Bezugnahme auf das historisch-faktische Geschehen regiert, zum anderen aber, dass in der Argumentation für den Gedanken die Tendenz liegt, diesen der historischen Konkretisierung und damit der Vorstellung zugänglich, wenn nicht – auf dem Wege der Veranschaulichung – genehm bzw. eingängig zu machen;<sup>26</sup> das Wissen um das historische Vorher und das (freilich nur dem Blick *ex post* bekannte) Nachher sind dann die Einladung, sich das römische Reich als den Übergang zwischen beidem vorzustellen und den Gedanken von der Folgerichtigkeit als das die Geschichte tatsächlich bewegende Moment.

Es bedarf nun keiner großen Spitzfindigkeit, um festzustellen, dass die beschriebene Vorstellung einer zugleich zweckbestimmten, darin aber nie dem Zweck ganz entsprechenden Abfolge menschlichen Wirkens ein Gedanke ist, der sich immer schon gegen jede Widerlegung durch die Empirie gefeit weiß. Jede Abweichung kann in der Logik des entworfenen Sinngedankens, d. h. gemäß der Notwendigkeit alles im Verlauf der Geschichte Sich-Ereignenden, schließlich keinen Einwand darstellen, sondern – sofern sie ja immer der Durchgang zu weiteren Entwicklungen ist – als ein weiterer Beitrag zur universellen Wirksamkeit und Durchsetzung jener Entwicklung der Menschheit eingeordnet werden. Die universelle Anwendbarkeit solcher Einordnungsvorgänge ist dort nur am auffälligsten, wo offensichtliche Missverhältnisse zur grundsätzlichen Annahme eines menschlichen Sinns zum Bestand historischer Überlieferung gehören und diese Widersprüche nun Gegenstand eines eigens geführten Nachweises ihrer Notwendigkeit für die allgemeine Entwicklung werden.<sup>27</sup>

Das einzelne Ereignis kann also nichts wider- und damit im strengen Sinne auch nichts belegen; es entscheidet im Grunde gar nicht mehr über die theoretische Annahme. Die Darlegung der geschichtsphilosophischen Konstruktion begreift dies jedoch offenkundig nicht als Anfechtung des Gedankens, als Einwand gegen ihn, sondern als Anlass zu einer ganz eigenen, umfassenden Anstrengung der Subsumtion, als Aufforderung dazu, den Beweis für die Unterordnung jedes einzelnen historischen Ereignisses unter den Gedanken tatsächlich erbringen zu können. Wo das Defizit des Gedankens hinsichtlich seiner Überzeugungskraft liegt, nämlich in dem Mangel eines theoretischen Gültigkeitsausweises, da entsteht das Bedürfnis, sich der Geltung der theoretischen Konstruktion in der Weltgeschichte zu versichern. Das heißt: Das Bemühen um die Verallgemeinerung des geschichtsphilosophischen Gedankens benötigt als Gültigkeitsausweis einen Existenzbeweis; sofern aber Letzterer darin besteht zu belegen, dass es Elemente gibt, die dem Gedanken unter- bzw. einzuordnen sind, enthält es eine quasi unerschöpfliche Aufforderung an das Erzählen historischer

- 
- 26** Daneben findet die Anstrengung, den Gedanken der Vorstellung genehm zu machen, ihr Mittel in der Entwicklung einer eigenen Bildlichkeit (Baum, Strom, Lebensalter), welche die Sinnstruktur in einer Zuordnung von konkreten, bildlichen Elementen repräsentiert. Vgl. dazu Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation*, S. 110ff., hier auch der Hinweis, dass die Bildlichkeit Widersprüche bzw. Ambivalenzen des theoretischen Gedankengangs überbrücken hilft; sie diene einem „begriffliche Synthesen aufschiebenden [...] Rasonnement“, ebd., S. 115. Auch Irmischer: *Johann Gottfried Herder*, S. 117, bemerkt die Funktion der Bildlichkeit, „einander widersprechende Momente der Geschichte, Kontinuität und Revolution, als eine paradoxe Einheit zur Anschauung bringen zu können.“ Bei Simon avanciert dieses Potential der Bildlichkeit in der Folge zum Anlass einer angeblichen Dekonstruktion der Sinnmetaphern durch Herder, welche die Abstraktheit des Sinngedankens für dessen Problematischerwerden nimmt, vgl. Simon, *Das Gedächtnis der Interpretation*, S. 126.
- 27** So erklärt Herder für das antike Griechenland Zeiten des sittlichen Verfalls zum „Werkzeug der Vorsehung“, denn „[a]bgelebte *Aspasien* bilden *Sokrate*“ (HA 98, Herv. i. O.), und die mittelalterlichen „Verwüstungen, Vasallenkriege und Befehdungen“ und „Kreuzzüge“ zur „Gärung *menschlicher Kräfte*“ (HA 53, Herv. i. O.).

Ereignisse.<sup>28</sup> Das Defizit des Gedankens ergibt damit einen Auftrag an die narrative Gestaltung, der es obliegt zu zeigen, dass der Sinn des Geschehens auch und gerade dort liegt, wo er dem Geschehen gar nicht zu entnehmen ist.<sup>29</sup>

Es bleibt zu fragen, wie dieses Erzählen ausgestaltet wird und welches Verhältnis zum Kalkül seiner Verwendung bzw. zum theoretischen Inhalt es entfaltet. Während in der früheren Schrift Herders das Desiderat des erzählerischen Ausweises des Gedankens lediglich in Ansätzen ausgefüllt wird, die sich zumeist auf ein recht knappes, summierendes, die einzelnen Schritte der Entwicklung nur reihendes Aufführen beschränken, räumen die späteren *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*<sup>30</sup> (1783-91) dem erzählerischen Ausmalen und Ausbreiten der Zusammenhänge weltgeschichtlicher und kultureller Ereignisse und Einschnitte weitaus mehr Platz ein.<sup>31</sup> Das narrative Verfahren aber hat sich kaum geändert:

Ganz auf eine andre Weise haben sich die Phönicier um die Welt verdient gemacht. [...] Da sie am Ufer des Meers wohnten, trieben sie die Schifffahrt seit undenklichen Zeiten; denn Semiramis schon ließ ihre Flotte durch Phönicier bauen. Von kleinen Fahrzeugen stiegen sie allmählich zu langen Schiffen hinauf, sie lernten nach Sternen, insonderheit nach dem Gestirn des Bärs segeln und mußten, angegriffen, zuletzt auch den Seekrieg lernen. Weit umher haben sie das mittelländische Meer bis über Gibraltar hinaus, ja nach Britannien hin beschifft und vom roten Meer hin vielleicht mehr als Einmal Afrika umsegelt. Und das taten sie nicht als Eroberer, sondern als Handelsleute und Kolonienstifter. Sie banden die Länder, die das Meer getrennet hatte, durch Verkehr, Sprache und Kunstwaren an einander und erfanden sinnreich, was zu diesem Verkehr diene. Sie lernten rechnen, Metalle prägen und diese Metalle zu mancherlei Gefäßen und Spielzeug formen. (HI 492)

Und auf die eingeworfene Frage, wie die Phönizier zu solch einem verdienstreichen „Kunstfleiß“ gekommen seien, beginnt eine Beschreibung der Lebensbedingungen des Volkes:

In den Wüsten am roten Meer, wo die Phönicier wahrscheinlich auch von Fischen lebten, machte sie der Hunger mit dem Element des Meers bekannt; da sie also an die mittelländischen Ufer kamen, konnten sie sich schon auf ein weiteres Meer wagen. [...] Von allen Semitischen Völkern wurden die Phönicier gehaßt und verachtet, da jene diesen Asiatischen Erdstrich sich allein zugeteilt glaubten. Den Chamiten als eingedrungene Fremdlingen blieb also nichts als das dürre Ufer und die See übrig. Daß nun die Phönicier das mittelländische Meer so Insel- und Busenreich fanden, daß sie von Land zu Land, von Ufer zu Ufer allmählich über die Säulen des Herkules hinausgelangen und unter den unkultivierten Völkern Europa's eine so reiche Ernte ihres Handels antreffen konnten, war nichts als Lage der Sache; eine glückliche Situation, die die Natur selbst für sie erschaffen hatte. (HI 493f.)

**28** Die Erzählstrategien leiten sich also weniger aus dem Problem her, wie man „trotz historistischer Vereinzeltungstendenz das Projekt einer Metaerzählung durchführen kann“, so Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation*, S. 140, sie sind nicht ein Verfahren, den Sinngedanken erst zu generieren, sondern sie ergeben sich aus dem Bestreben, der theoretischen Behauptung einen Gültigkeitsausweis zu verschaffen.

**29** „Aufgabe des Philosophen [...] ist nun, in allen historischen Begebenheiten, gerade auch dort, wo es der erste Blick nicht sieht, die positiven ontologischen Grundstrukturen der Geschichte herauszustellen“. Markwort: „Unterwegs zum Historismus“, S. 58.

**30** Zitiert nach Johann Gottfried Herder: *Werke in 10 Bänden*. Bd. 6: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Hg. v. Martin Bollacher. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek deutscher Klassiker 41), abgekürzt im Folgenden mit HI.

**31** Dies mag auch an der Änderung der Darstellungstendenz liegen: Während in der frühen Schrift die Polemik noch einen Gutteil der rhetorischen Strategie ausmacht, fällt in den *Ideen* die Argumentation für den eigenen Gedanken mittels Ausweis der Kritikwürdigkeit der Alternative weg. Nun tritt die naturphilosophische Grundlegung der geschichtsphilosophischen Theorie hinzu, die eine Analogie von kosmologischer Ordnung und Geschichte konstruiert, vgl. Irmscher: *Johann Gottfried Herder*, S. 126ff. Zammito: „Herder and Historical Metanarrative“, S. 77ff., 83. Zu diesem Unterschied zwischen früher Schrift und den *Ideen*, vgl. auch Düsing: „Die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit“, S. 33, 48f.

Das Erzählen bedient sich hier durchgehend des narrativen Minimalbestands einer „und dann“-Verbindung. Es vertraut auf die Suggestion jeden Erzählens, dass das zeitliche Nacheinander einen logischen Zusammenhang konstituiert. Freilich betreibt es keinen geringen Aufwand, damit man die Übergänge des zeitlichen Nacheinander auch als logisches, als kausales oder auch nur folgerichtiges Verhältnis versteht. Dass die Narration gerade solche Zustände verbindet, bei denen der eine ein quantitatives oder qualitatives Plus gegenüber dem anderen beschreibt, ist dabei nur die einfachste Strategie. So ist die Geschichte vom Aufstieg der Phönizier zur herrschenden See- und Handelsmacht im Mittelmeerraum nicht als Geschichte der Durchsetzung von eigenen Interessen gegen die jeweils ansässige Bevölkerung erzählt,<sup>32</sup> vielmehr richtet sie die narrative Konstruktion des Werdens dieses Kulturzustandes so ein, dass dieser sich als Verhältnis des Menschen zu den gegebenen Bedingungen (Klima, Natur), seinen Möglichkeiten, Zwecken und Mitteln darstellt und das Verhältnis stets die Form einer Entsprechung oder Gemäßheit annimmt. Alle Widrigkeiten und Gegensätze, denen die Phönizier begegnen, werden dabei nicht zum Hemmnis, sie sind vielmehr als produktive Faktoren in ihrer Entwicklung eingerechnet.<sup>33</sup> Indem die Erzählung das Werden der Kultur immer als Entsprechung zu den Menschen, zu ihrer jeweiligen Lage begegnen lässt – dieses Entsprechungsverhältnis muss dabei keineswegs positiv sein –, übersetzt das narrative Fortschreiten den theoretischen Gedanken nicht nur in eine Stufenfolge von kulturellen Zuständen, sondern in eine Eigenschaft dieser Zustände, in ein ihnen innewohnendes Potential und seine Realisierung. Brauchbar für den Ausweis der Allgemeingültigkeit der theoretischen Sinngedanken wird die Erzählung, da sie den Gedanken über den Gang der Welt als ein in ihr stattfindendes Geschehen vorzuführen und als objektive Beschaffenheit der Dinge und Geschehnisse auszuweisen vermag. Die Allgemeinheit wird hier als (immer wieder zu belegende) Wahrheit des Einzelfalls hergestellt. Damit der Ereignisfolge die Immanenz eines sie leitenden Sinns auch abgenommen wird, kommt es auf das Einnehmende der *Geschichte* an, sucht die Erzählung *ihre* Plausibilität zu erzeugen; diese Anstrengung beschränkt sich in Herders Text allerdings allein darauf, Relationen in die Geschehnisse einzuführen. Erzählen bezieht seine Attraktivität hier offenbar aus der Möglichkeit zu einer Suggestion eines einheitlichen Sinns der erzählten Ereignisse, welche sich die Darstellung der Zusammenhänge bzw. ihre Begründung damit gerade ersparen zu können glaubt. An diese Betrachtungen lassen sich zwei Anschlussüberlegungen knüpfen. Erstens: Das an Herders Schriften explizierte Verhältnis zur Narration erweist sich ebenso für die meisten zeitgenössischen und im 19. Jahrhundert folgenden geschichtsphilosophischen und kulturgeschichtlichen Darstellungen als bestimmendes Moment. Dabei lässt sich festhalten, dass dem narrativen Verfahren im Grunde kaum noch etwas hinzugefügt wird, es sich aber durchaus auch für historische Sinngedanken ganz

**32** Die Kriegsführung erscheint betont als Resultat eines Angegriffenwerdens.

**33** Auf diese Weise kann, so zeigt es der letzte Satz des Zitats, aus einem historischen Zufall ein Geschenk der Natur werden; es liegt dann die Vorstellung nicht fern, in allen Gegebenheiten und Bedingungen deren Ergebnis bereits als wirkende Kraft anzunehmen. Vgl. Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation*, S. 123 (zu *Auch eine Philosophie der Geschichte*): „Diese Empirie [Klima, Hirtenleben etc., Anm. d. Verf.] ist aber im Verlauf des Textes unvermittelt ein Ergebnis der Einwirkung Gottes“; diese Einwirkung lasse sich für Herder als „Enttheologisierung“ und gleichzeitig „gänzlich affirmative Rede über ein ontologisches Wirkprinzip“ lesen, vgl. ebd., S. 124.

anderen Inhalts dienlich zeigt. Als Beispiel genügt ein Blick auf Johann Christoph Adelungs *Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts* von 1782. Anders als Herder unterlegt Adelung seinem Entwurf der Menschheitsgeschichte und der Entwicklung ihrer kulturellen Stufen ein klares Fortschrittsmodell, das im Text nicht nur als Behauptung begegnet, sondern sich auch als Bedürfnis seiner Begründung bemerkbar macht. Die theoretische Version davon ist – gleich zu Beginn<sup>34</sup> – das Postulat einer universellen Gesetzmäßigkeit dieses Fortschritts, die im Verhältnis von begrenztem Raum und Menge der darin ihr Dasein bestreitenden Menschen bestehen soll. Den Gültigkeitsausweis von einer universellen Gesetzmäßigkeit kultureller Entwicklung verlegt Adelung wie Herder – und ausgiebiger noch als dieser – in die Präsentation einer erzählten Folge von Ereignissen. Ein Ausschnitt aus dem ersten Teil des *Versuchs einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts*, der sich mit der Entstehung bürgerlicher Gesellschaften beschäftigt, mag dies belegen:<sup>35</sup>

Da die Natur in keinem Stücke einen Sprung tut, so ist auch der Fortschritt in dem Feldbaue anfänglich nur schwach, und immer der zunehmenden Bevölkerung angemessen, welche ihn nur nach und nach zu dem vornehmsten Erwerbungsmitel machen kann, je nachdem der Boden zur Jagd oder Viehzucht immer enger wird. Allein, so bald nur der Feldbau einiger Maßen gegründet ist, so fängt auch die engere bürgerliche Gesellschaft an sich zu bilden. Mit dem Feldbaue entwickelt sich der Begriff des Eigenthumes, wenigstens in Rücksicht auf den Boden; und da derselbe zu tausend Streitigkeiten Anlaß geben kann, so lehren Noth und Natur, der Selbsthilfe zu entsagen, und die Entscheidung von Streitigkeiten dem erfahrensten und ehrwürdigsten aus der noch nicht verbundenen Gesellschaft aufzutragen [...].

Indem Adelungs Text das Nacheinander der Ereignisse (ebenfalls in der einfachen „und dann“-Reihung) offenkundig so gestaltet, dass jede Einrichtung neuer Verhältnisse immer auf ein in den vorherigen sich ergebendes Defizit oder Bedürfnis folgt, soll auch bei Adelung der theoretisch gefasste Gedanke vom beständigen Fortschritt der Menschheitsentwicklung als Gesetzmäßigkeit einer Geschehensfolge etabliert werden. Das Auffälligste an der Darstellung ist dabei die Vielzahl der aufeinanderfolgenden Übergänge zwischen gesellschaftlichen oder rechtlichen Einrichtungen (vom Ackerbau zum Eigentum an Grund und Boden und zu Konflikten, für deren Beseitigung dann eine eigene Instanz eingerichtet wird), die in ihrer Abfolge Erklärungen weniger bieten als aussparen. So enthält der – in den Vertragstheorien des 18. Jahrhunderts omnipräsente – Übergang, die Aneignung von Grund und Boden bringe ein anderes ökonomisches Prinzip, das des Privateigentums hervor, eine ganz unvermittelte Gleichsetzung von Eigentum und dem Entstehen von Konkurrenz. Warum mit dem Akt der Aneignung gleich ein neues Prinzip eingeführt ist, wäre aber zunächst einmal durchaus erklärungsbedürftig. Der Übergang liegt nämlich theoretisch darin, das Eigentum als wechselseitiges Ausschlussverhältnis von etwas, was den jeweils anderen zum Überleben eigentlich nötig oder unverzichtbar ist, zu denken. Als Argument kommt diese Klärung bei Adelung freilich nicht mehr vor; offenbar verfällt der Text hier aufs Erzählen, wo die Übergänge, die nach Plausibilisierung verlangen, gerade nicht theoretisch gefasst werden, so dass bei Adelung Erzählen nicht nur

<sup>34</sup> Vgl. Johann Christoph Adelung: *Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts*. 2. Aufl. (Leipzig 1800). Königstein/Ts. 1979 (Scriptor Reprints; Sammlung 18. Jahrhundert), Vorrede, Unterpunkt 5, o. S.

<sup>35</sup> Ebd., § 21, S. 35.

die Veranschaulichung und den Gültigkeitsausweis qua Subsumtion sucht, sondern bisweilen vollends die Stelle des Gedankens einnimmt und der Gedanke nurmehr als Erzählung tradiert wird.

Zweitens: Was hier als Instrumentalisierung des Narrativen für kulturgeschichtliche Sinngedanken dargelegt wurde, umfasst ein an diesen Texten erkennbares, aber über sie hinausgehendes und ebenso in fiktionalen Texten auszumachendes elementares Verhältnis des Erzählens zu den theoretischen Inhalten seiner Mitteilungen.<sup>36</sup> Sichtbar wird an ihnen das ganz allgemeine Potential narrativer Verfahren, logische Verhältnisse dadurch zu kommunizieren, dass sie diese in einem Geschehen einrichten, ohne dessen Selbständigkeit als Geschehen darin zu bestreiten. Dass diese Selbständigkeit der Ereignisse gewahrt bleibt – und im historischen Fall anerkannt ist – soll dabei den Beweis liefern, dass der theoretisch gefasste Gedanke sich auch auf etwas jenseits seiner Darstellung bezieht. Insbesondere wo Erzählen dem Anliegen, einen Sinngedanken über die Welt zu formulieren und überzeugend zu machen, als Mittel dient, werden solche elementaren Bedingungen des Erzählens thematisch: das ihm zugrundeliegende sprachliche Verfahren der Sinnerzeugung, die ein Zugleich von äußerem und symbolischem Zusammenhang zustande bringt (also den Objektivitätsausweis des Sinngedankens), ebenso wie das Abhängigwerden des theoretischen Gehaltes von einer Glaubwürdigkeit der erzählten Geschichte, worin er nicht mehr als Frage der Wahrheit seiner Inhalte, sondern als die des ästhetischen Gelingens verhandelt wird.

---

**36** In seinem Aufsatz „Erzähltheorie und Geschichtswissenschaft“ hat Stephan Jaeger die Frage nach der Bedeutung der Narratologie für die Geschichtswissenschaft umrissen, vgl. Stephan Jaeger: „Erzähltheorie und Geschichtswissenschaft“. In: *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Hg. v. Vera Nünning/Ansgar Nünning. Trier 2002 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium, Bd. 5), S. 237–263; in Jaegers Beitrag wird der Betrachtung narrativer Muster eine wichtige Rolle für Reflexionen auf die Textualität von Geschichte zugesprochen, die Analyse von Gestaltungsweisen narrativer Geschichtsschreibung aber als Forschungsdesiderat ausgewiesen, allerdings um ihm dann – mit dem Verweis auf Fludemiks Einschätzung historisch-faktualer Texte als nur durch einen geringen Grad an Narrativität gekennzeichnet (vgl. u. a. Monika Fludemik: *Erzähltheorie. Eine Einführung*. 3. Aufl. Darmstadt 2010, S. 93, dort der Vorschlag, die Geschichtsschreibung von den eigentlich narrativen Gattungen auszunehmen) und mit Blick auf die Möglichkeiten eines bewussten Einsatzes fiktionaler Elemente in historischen Narrativen, d. h. im Grunde in Belegen einer Wertschätzung fiktionalen Erzählens – die Relevanz zu bestreiten. So lautet z. B. der Einwand gegen die narratologische Betrachtung der *Römischen Geschichte* Mommsens, die historischen Personen erhielten darin „keine eigenständige Stimme“, Jaeger: „Erzähltheorie und Geschichtswissenschaft“, S. 249. Zurückgewiesen ist damit freilich ein Bereich von Erzählforschung, der sich – auch jenseits der schon ästhetisch differenzierteren Formen – den grundlegenden Potentialen und Verfahren von Narrativität zuwendet, z. B. den Überlegungen, wie ein narratives „und dann“ die Suggestion eines logischen, beispielsweise kausalen Zusammenhangs überhaupt erst generiert.